

## **Feierabend/Vaterdunst**

Man versteht die Väter meist erst dann, wenn es zu spät ist. Woche für Woche ist dies mein erster Gedanke, wenn ich aus dem Dunst, dem abscheulichen, dem schönen, kommend auf die Weihburggasse trete und insbesondere jetzt im Sommer vom kräftigen Blau des Himmels und von den scharfen Konturen der Gebäude überwältigt bin. Gehe ich daraufhin stadteinwärts am Franziskanerplatz vorbei, folgt wie das Amen im Gebet die Feststellung, dieser sei der schönste Platz Wiens, woraufhin ich kurz stehen bleibe (um genau zu sein, für die Dauer von einer Minute) und vor allem die Fenster des ausgebauten Dachgeschoßes eines der Häuser betrachte. Ich sage mir im Stillen, wie beneidenswert die Opernsängerin Netrebko doch sei, die dort oben während ihrer Aufenthalte in der Stadt residiert, schüttele aber sogleich den Kopf und setze meinen Weg fort, lächelnd wegen dieses abstrusen Gedankens: am Franziskanerplatz zu wohnen, direkt an der Weihburggasse! Zumindest zwei Häuserblöcke musst du dich von deinem Heim entfernen, hat mein Vater gesagt. Er musste es wissen. Drei Gassen lagen zwischen unserer Wohnung und jenem Gasthaus, das er jeden Freitag frequentierte. Zu Fuß waren für diese Distanz entweder drei Minuten (wenn ich mich alleine dorthin begab), oder eine Viertelstunde (wenn ich am Rückweg das halbe Gewicht des Vaters auf meinen schmalen Schultern trug) zu veranschlagen. Etwa 20 Minuten würde heute mein Heimweg in den zweiten Bezirk dauern, doch wie schon mein Vater werde ich ein

Vielfaches der eigentlichen Zeit benötigt haben, ehe ich die Wohnungstür hinter mir zuziehe.

Acht Minuten nach dem Gedanken an die Netrebko stehe ich am Stephansplatz. Im Dunst fühle ich mich fahrig, von jungen Körpern bedroht und erregt zugleich, nun aber, angesichts des Doms, erfasst mich ein womöglich als Glück zu bezeichnender Zustand. Man versteht die Väter meist erst dann, wenn es zu spät ist; es wäre nun nicht mehr notwendig, diesen Satz zu denken, da ich seine Wahrheit körperlich spüre. Mein Magen quält mich ebenso wenig, wie meine rechte Schulter, meine Kurzatmigkeit ist ebenso vergessen, wie mein kahles Haupt; und wengleich ich weiß, wie mein Vater es wusste, dass dieser vom Leiden befreite Zustand nur ein flüchtiger sein kann, habe ich die Gewissheit, wie er sie hatte, dass der nächste Freitag kommen wird.

Es mag eine Binsenweisheit sein. Doch dass ich viel von meinem Vater gelernt habe, weiß ich erst, seitdem ich Verständnis für sein Verhalten aufbringen kann. Ein Therapeut glaubte mich einst korrigieren zu müssen, indem er mir erklärte, ich würde meinen Vater keineswegs verstehen, sondern ihm höchstens theoretisch rechtgeben, was ein wesentlicher Unterschied sei. Aber das ist falsch. Ich verstehe sehr gut, weshalb mein Vater jeden Freitag nach Verlassen der Fabrik jenes Gasthaus aufsuchte, dessen Interieur sich mir nie einprägte, da gleich nach seinem Betreten die von Zigaretten- und Pfeifenrauch geschwängerte Luft meine Augen dermaßen reizte, dass sie unentwegt tränten und brannten. Alles schien in einem fettig triefenden Gelb zu verschwimmen, ob der Holzboden, die Tische, die Gläser und die Aschenbecher, oder

die grobschlächtigen Pranken und Schmerbäuche der Männer, ja selbst deren Ausdünstungen und Gelächter. In meiner Erinnerung bin ich keine zehn Jahre alt, hager und klein, und ich glaube, niemandem aufzufallen, da niemand den Blick zu mir senkt oder mich anspricht. Und doch legt sich jedes Mal, sobald ich mich tastend voran zu bewegen beginne, eine fleischige Hand auf meinen Kopf, eine andere auf meinen Rücken, werde ich durch das Labyrinth aus massigen, schwitzenden Körpern hin zu jenem Tisch geschoben, wo mein Vater über die Tischplatte gebeugt schläft. Als wäre solche Zärtlichkeit angezeigt, rüttle ich ihn sanft an den Schultern, bis er aufwacht und ich ihn anflehe, mit nachhause zu kommen.

Ich schämte mich für ihn; zuweilen verabscheute ich ihn, und dennoch – wenn ich ihn auch noch nicht verstehen konnte, so glaube ich heute, bereits damals gespürt zu haben, dass er Alternativen brauchte; Alternativen zur Monotonie der Arbeit in der Fabrik, zum leeren Bett neben sich, zu den Friedhofsbesuchen mit dem schwächlichen, in seiner Schweigsamkeit ganz nach ihm geratenen Sohn. Es ist müßig, darüber nachzudenken, ob sich ihm nicht anderswo als in einem Vorstadtgasthaus Alternativen geboten hätten; in einem Verein, im Sport, in einer neuen Frau oder wenigstens in einer Prostituierten am Naschmarkt. Es ist müßig, weil ich weiß, dass unsere Alternativen beschränkt sind; dass wir nicht all das leben können, wonach wir uns sehnen.

Nach zehn Minuten verlasse ich den Stephansplatz. Ich nähere mich, um die Menschenmassen auf der Rotenturmstraße zu vermeiden durch Seitengassen, dem Donaukanal, wofür ich mir abermals zehn Minuten Zeit gebe. Währenddessen gehe ich in Gedanken die zurückliegende Arbeitswoche durch, stehe mir

selbst Rede und Antwort, ob ich sämtliche Eingänge fristgerecht behandelt und korrekt erledigt habe. Ich komme stets zu einem befriedigenden Ergebnis. Am Schwedenplatz angekommen, kaufe ich mir eine Tüte Eis mit drei Kugeln: Vanille, Erdbeere und Schokolade.

Oftmals, so auch heute, stelle ich mir in den zwölf Minuten, in denen ich das Eis esse, die Reaktion meines Vaters vor, hätte ich ihm einst gesagt, dass ich ihn mittlerweile verstehe. Dass ich verstehe, weshalb er sich allwöchentlich – in den letzten Jahren seines Lebens tagtäglich, aber damit hatte ich kaum noch zu schaffen gehabt – in einen Dunst aus Bier und Schweiß flüchten musste. Die wenigen Gespräche zwischen uns, die eine solche Offenheit erlaubt hätten, fanden allerdings zu einer Zeit statt, als er bereits schwerkrank war. Er hätte es eingedenk seines aufgedunsenen Gesichts, seines abgemagerten Körpers und seines Zitterns wohl als Hohn empfunden, eine Art Absolution seiner Lebensweise zu erfahren. Zudem wäre sie von meiner Seite nur geheuchelt gewesen. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich meinen eigenen Dunst fand, bis ich mir überhaupt eingestand, dass ich den Dunst benötigte.

Ich wollte es lange nicht wahrhaben; nicht, als ich zur Lehre in das Magistrat eingetreten war, schon gar nicht am Grab meines Vaters stehend. Auf dessen Fluchtverhalten blickte ich voller Verachtung, als ich eine Frau kennengelernt und geheiratet hatte, ebenso, während ich beruflich aufstieg und eine in den ersten Jahren glückliche Ehe führte; ich verabscheute meinen Vater regelrecht, als mein Sohn zur Welt gekommen war. Erst in dessen Volksschulzeit verspürte ich erstmals eine Sehnsucht, die sich weder im Ehebett noch in der Amtsstube befriedigen ließ; nirgendwo in meinem klar konturierten Dasein.

Das Eis ist aufgeessen. Ich säubere mit einem Feuchttuch Gesicht und Hände. Es sind die folgenden acht Minuten, vor denen ich mich bereits am Freitagmorgen fürchte, ehe ich sie für die Zeit dazwischen vergessen kann: Minuten der Leere, die ich trotzdem nicht zu füllen versuche, weil ich ihre Notwendigkeit einsehe. Anders als zuvor am Stephansplatz, begreife ich nicht bloß rational, sondern körperlich die Flüchtigkeit des im Dunst eingefahrenen Lustgewinns, der meine Gedanken die ganze Woche über beherrscht hat und doch nur kurz zu trösten vermag. Mein Magen, meine Schulter, die Kurzatmigkeit, das kahle Haupt. Es sind diese acht Minuten, in denen ich zu verzweifeln drohe ...

Da erblicke ich ihn. Nachdem ich exakt 20 Minuten am Schwedenplatz mit Blick auf die Häuser am anderen Ufer des Donaukanals gesessen bin, taucht er auf.

Wir begrüßen einander mit einem Wangenkuss.

Wie jeden Freitag werden wir in das nahe „Griechenbeisel“ gehen, wo ich, wie üblich und anders als er, das Tagesmenü bestellen werde. Ich werde ihm von meiner, er wird mir von seiner Arbeitswoche erzählen; vielleicht sogar von seiner Mutter. Den Dunst, in dem ich mich bis vor einer Stunde noch befunden habe, die nackten Männerkörper im fahlen Licht, auf die sich meine Hände legten, die zärtlichen oder fordernden Hände anderer, die zuweilen über mein Fleisch glitten, werde ich mit keinem Wort erwähnen; und er wird mir nichts von seinem Dunst eingestehen, sofern er, jung wie er ist, einen solchen überhaupt schon benötigt. Das ist in Ordnung. Ungesagtes muss nicht unverstanden sein. Ich bin überzeugt, dass ich es ihm anmerken

werde, sobald es soweit sein sollte; wie ich auch glaube, dass mein Dunst ihm nicht verborgen geblieben ist.

Während wir über den Schwedenplatz schlendern, kann ich sie nicht vergessen, aber ich ignoriere die Zeit, wegen ihm. Ich wünsche ihm, dass er eines Tages ebenso einen Sohn haben wird, der, obwohl er das eine oder andere Verhängliche über das Leben seines Vaters vermutet, vielleicht sogar weiß, diesen nicht zu einem Offenbarungseid nötigt; einen Sohn, der ihn nicht verurteilt, der ihn Woche für Woche, ohne sich dessen bewusst zu sein, aus dem Dunst, dem abscheulichen, dem schönen, nachhause bringt; weil er seinen Vater bedingungslos liebt, ihn womöglich sogar ... versteht, ehe es zu spät ist.

*erschieden in „Driesch“ # 15, September 2013*